



Männer, die nicht erwachsen werden: „Hangover“ (Zach Galifianakis, Bradley Cooper, Ed Helms) Foto: Warner Bros. Ent.

Der Exzess der Junggesellen

MÄNNERRITUALE Je weniger im Leben zusammenpasst, desto wichtiger wird der Humor: Das erklärt womöglich den Erfolg der Komödie „Hangover“ und amerikanischer Comedys, die den Rand des Erträglichen abtasten

VON BARBARA SCHWEIZERHOF

Die an kuriosen Anekdoten reiche Geschichte der amerikanischen Comedy-Szene konnte Anfang Juli eine Erweiterung verbuchen: Mit Al Franken zog ein ehemaliger Profi-Komiker als Senator nach Washington. Man stelle sich vor, Hape Kerkeling würde als Horst Schlammmer erklären, er kandidiere – und würde dann auch noch gewählt. Der Weg des einstigen Autors der legendären Comedyshow „Saturday Night Live“ zum Senator kannte dabei seine eigenen Ironien: Die Auszählung musste wiederholt werden und wurde mehrfach gerichtlich angefochten. Zu guter Letzt gewann Franken mit gerade mal 312 Stimmen.

Weitere Komiker haben Wesentliches, manche sagen Entscheidendes, zum Wahlsieg von Barack Obama beigetragen: zum Beispiel Jon Stewart, der in seiner

„Daily Show“ durch eine raffinierte Mischung aus Parodie und Dokumentation unablässig die Bush-Regierung vorführte. Wer nun in der Erwartung von anspruchsvollem Polithumor die Sendung verfolgt, kommt ohne Irritation nicht davon: Der im amerikanischen Fernsehen obligatorische „Beep“, der unschuldige Ohren vor den Ausdrücken wie „Fuck“ und „Shit“ bewahren soll, ist bei Stewart quasi ständig im Einsatz. Zu seinem Markenzeichen gehört eine genau dosierte Portion sogenannten Frat-Boy-Humors, jener Sorte Witze, die auf mangelnde Penisgrößen anspielt und implizit Ekelgrenzen auslotet. Von solchen Niederungen der Komik schwenkt Stewart nahtlos über zur engagiert-intellektuellen Diskussion über den Irakkrieg oder das amerikanische Gesundheitssystem.

Die sich aufdrängende Frage „Passt das zusammen?“ prallt an

Stewarts Konzept einfach ab, beziehungsweise wird implizit mit der Gegenfrage beantwortet: Ist es nicht gerade das Wesen von Humor, das Unpassende zusammenzubringen? Um die Dinge dadurch im neuen Licht betrachten zu können? So gesehen ist Humor Chaosforschung: ein stocherndes Suchen nach Wahrheiten, danach, was man erträgt und nicht erträgt, was zusammenpasst und was verworfen werden muss.

Initiation und Chaos

In diesem Sinne hat Todd Phillips' Komödie „The Hangover“ auf den ersten Blick natürlich nichts zu tun mit dem Phänomen Al Franken. Allerdings ist „Hangover“ die bislang erfolgreichste Komödie des amerikanischen Kinofahrs und hat einen jahrzehntealten Rekord gebrochen: unter den Komödien mit „R“-Rating (unter 18-Jährige be-

dürfen der Begleitung Erwachsener) die erfolgreichste zu sein. Bis dato war der Champion dieses Segments „Beverly Hills Cop“ aus dem Jahr 1984. Man kann es also auch so sehen: Seit fast einem Vierteljahrhundert war man sich in Amerika nicht mehr so einig darüber, was man zum Lachen fand.

„Hangover“ reiht sich zu nächst nahtlos ein in die Welle der „Jungskomödien“, die seit einiger Zeit das Komödiengenre dominiert, von „American Pie“ bis zu den Judd-Apatow-Filmen. Wegen ihrer latenten Misogynie und ihres „Ekel“-Humors machen sie bereits Schlagzeilen. Sie drehen sich um Komasaufen und andere Exzesse und vor allem um deren nicht immer appetitliche Wirkung auf den männlichen Körper. Frauen bilden hier allenfalls den Rand des Universums, gleichsam die Außenposten der Zivilisation, aus

„Ist man sich im Exzess ganz nah oder ganz fern? Zeigt sich das Eigentliche oder das Fremde?“

der die Jungs sich phasenweise verabschieden, um ins Chaos abzutauchen. Die „Misogynie“ zeigt ihre Kehrseite in der Frauenidealisierung: Sie sind Kultur, unter den Männern dagegen, vor allem da, wo sie unter sich sind, bricht Barbarei aus.

Todd Phillips, Regisseur von „Hangover“, hat das Filmemachen beziehungsweise mit Studien im „Frat Boy“-Milieu begonnen und einen Dokumentarfilm über die Entgrenzungs- und Demütigungsrituale gedreht, die amerikanische „Fraternities“ (studentische Verbindungen) bei

der Initiation neuer Mitglieder anwenden. Das Erlebte verarbeitet er seither zu Mainstreamkomödien wie „Road Trip“ oder „Old School“, die unter der Oberfläche völliger Anspruchslosigkeit einen sehr realistischen Blick auf das bedrängte Leben amerikanischer Männer werfen.

Bräutigam vermisst

„Hangover“ hat gleich vier dieser „Bedrängten“ als Akteure: Da ist Doug (Justin Bartha), der Bräutigam, der mit seinen alten Freunden Phil (Bradley Cooper) und Stu (Ed Helms) zwei Tage vor der Hochzeit nach Las Vegas zur Jungesellenfeier aufbricht. Den merkwürdigen Bruder der Braut, Alan, müssen sie auch noch mitnehmen. In Vegas angekommen, stoßen sie an auf eine unvergessliche Nacht – um dann am nächsten Morgen aufzuwachen und sich an nichts, aber auch gar nichts erinnern zu können. Außerdem ist Doug, der Bräutigam, verschwunden.

Doug ist die langweiligste Figur der vier, man erfährt nicht viel über ihn, schließlich ist er die meiste Zeit abwesend. Phil ist das Alphatier der Gruppe, gut aussehend, scheinbar weltmännisch, als Verheirateter trauert er seinem alten Leben nach. Die Eröffnungssequenz zeigt ihn als Lehrer, der ohne Skrupel von seinen Schülern Geld für einen Ausflug abkassiert, um es in die eigene Tasche zu stecken.

Stu ist Zahnarzt, Klischee des gehemmten Mannes, der anfangs wesentlich durch seine kontrollierende Freundin charakterisiert wird, die ihn einerseits nur ungern ziehen lässt und andererseits unwillig den Kopf wegdreht, wenn er sie küssen will. Der Vierte im Bunde, Alan (Zach Galifianakis), ist im Grunde der Schlüsselcharakter dieser Komödie, und es ist deshalb kein Wunder, dass er den anderen im wahrsten Sinne des Wortes die Schau stiehlt: Ein bätiger Gnom, in einem Moment „dirty old man“, im nächsten unschuldig wie ein Kind, verkörpert er das Prinzip des Humors, das Zusammenbringen der Unvereinbaren, quasi in sich selbst.

Deshalb lacht man über ihn, ohne je recht zu wissen, worüber. Wie etwa in dieser inzwischen schon Youtube-geadelten Szene: Als die vier zu Beginn im Cesar's Palace in Vegas einchecken, fragt Alan die Dame hinterm Counter, ob das der echte Cesar's Palace sei? Wie er das denn meine? Sichtlich unter Druck geraten, präzisiert er: Na, ob Cesar je hier gewohnt habe? Lachend, aber bestimmt wird verneint. Alans Au-

Fortsetzung Seite 16

DVDESK

Eine Reise zu den Gräbern, ein Tigersprung in die Gegenwart

Als der US-Politiker und -Ökonom Henry George im Jahr 1897 starb, standen rund 100.000 Menschen an seinem Grab im Green-Wood Cemetery von Brooklyn. Sein Buch „Progress and Poverty“, zu dessen zentralen Thesen gehörte, Grund und Boden dürften niemals Privateigentum sein, war viel gelesen, seine Ansichten waren in der Diskussion der Zeit unter dem Namen „Georgism“ ein Begriff. Heute kennt den linken Vordenker Henry George kaum einer mehr.

Sein Grab ist eines von vielen, die John Gianvito für seinen 2007 fertiggestellten Film „Profit Motive and the Whispering Wind“ aufgesucht hat. Seine Dokumentation ist eine Reise zu Gräbern und Tafeln, zu Denkmälern und historischen Stätten

der amerikanischen Geschichte; oder genauer gesagt: zur Geschichte des amerikanischen Volkes, denn auf Howard Zinns gleichnamigen Klassiker einer Geschichtsschreibung von links und von unten beruft sich Gianvito im Abspann ausdrücklich. Was der Film aufsucht, sind deshalb historische Orte des Widerstands und der Unterdrückung. In seiner von Zinn inspirierten Spurensuche nimmt er Märtyrer der Gewerkschaftsbewegung, Streiter für die Sklavenerbefreiung, Opfer von Massakern an American Indians, aber auch Vorkämpfer für eine bessere Gesellschaft wie Henry George oder Henry David Thoreau, aber auch Malcolm X in den Blick.

Was herauskommt, ist somit ein Historienfilm, allerdings ei-

ner der ganz ungewöhnlichen Art. Denn Gianvito beschränkt sich die meiste Zeit auf das schiere Zeigen von Steinen, Tafeln und Schriften. Es gibt so gut wie keinen erläuternden Text, es gibt kein weiteres Dokumentarmaterial. Genau dadurch aber, durch Verzicht auf, ja, Verweigerung von historischer Kontextualisierung, ist der Film, der so schlicht scheint, auch eine Meditation über den entscheidenden Punkt aller Historiografie. Er zeigt und macht greifbar, was an Ort und Stelle des Geschehens, aber auch im öffentlichen Gedächtnis von den Kämpfen des Tages übrig bleibt. Und von der denkbar weit gefassten Geschichte der amerikanischen Linken, die „Profit Motive and the Whispering Wind“ aufsucht, ist insgesamt, wie man

nicht zuletzt am Zustand vieler Gräber und Inschriften sieht, wenig geblieben.

Einen Kontext anderer Art gibt Gianvito seiner Suche. Bilder und Töne anderer Art fügt er hinzu. Indem er, zum einen, die Originaltöne der Denkmalorte wundersam transparent festhält, vom Zwitschern der Vögel bis zum Rasenmäher im Hintergrund auf dem Friedhofsgrün. Und außerdem immer wieder dazwischen: Einstellungen der Natur. Rauschen von Blättern und Schilf und Gras, sanft bewegt meist im Sonnenlicht; dazu kommt das Wispern des Windes, das der Titel verspricht. Es liegt ein großer Frieden und es liegt eine große Schönheit in diesen Bildern und Tönen, die Gianvito zwischen die bewahrte und die

begrabene Geschichte stellt als ein Leben und Atmen und Dasein eigenen Rechts.

Und als ein Luftholen zur frenetischen Schlussmontage. In den letzten zehn Minuten macht der insgesamt nur knapp einstündige Film einen Tigersprung in die Gegenwart. Sehr direkt trommelt Gianvito da mit Irakkriegs- und anderen linken Aktivisten auf der Straße zu Eingriff und Aufbruch. Auch hier schneidet er noch einmal Bilder von Laub und Natur dazwischen, nun aber hoch beschleunigt, dem Rhythmus der raschen Montage, dem Trommeln der Menschen auf der Straße unterworfen. Dieser Wechsel von Tempo, Temperatur und Form des Bezugs von Gegenwart auf Geschichte kommt als Schock. Nichts ande-

res will Gianvito damit bezwecken. So schlicht wie deutlich stellt sich der Film so auf: Außerste gegenwartszugewandt zugleich in die Tradition der ästhetischen Avantgarde wie in die des politischen Aktivismus. Die Selbstverständlichkeit, mit der er das eine mit dem anderen verbindet, befremdet – und ist gerade in der Befremdung, die er auslöst, bezeichnend.

KEKHEARD KNÖRER

Die in den USA erschienene DVD ist frei von Regionalcodebeschränkungen und ist für rund 10 Euro problemlos zum Beispiel bei amazon.co.uk zu beziehen



Fortsetzung

gen aber schweifen durch den Raum, als wollten sie das billige Amerika abschätzen, und er murmelt: „Das hätte mich auch gewundert ...“

Das Erwachen der Freunde am nächsten Morgen erinnert tatsächlich an eine altrömische Orgie: Die Suite liegt verwüstet, zwischen verstreuten Kleidern und leeren Falschen hüpfen ein Huhn, ein Sessel raucht, im Bad faucht ein Tiger, und im Kleiderschrank heult ein Baby. Stu, dem Zahnarzt, fehlt ein Vorderzahn, und, wie gesagt, Doug fehlt ganz.

Wie in der Traumdeutung

Wie die Forensiker der modernen Fernsehkrimis oder auch wie Freud bei der Traumdeutung, müssen sie nun anhand kleinster Hinweise und Zeichen-Phil trägt ein Krankenhausband am Arm, Stu hat eine Casino-rechnung in der Hosentasche – dem Geschehen und ihren Taten der vergangenen Nacht auf die Spur kommen.

Die Handlung besitzt etwas eigenartig Unwirkliches. Sie wird von einer existenziellen Ambivalenz bestimmt: Auf der einen Seite erweisen sich die Ereignisse ihres nächtlichen Exzesses als Wunsch Erfüllung: Mutproben, Glücksspiel, Polizei provozieren, Frauen verführen, einen echten Tiger entführen! Auf der anderen Seite gleicht alles einem Alptraum: Waren wir wirklich dazu fähig? Ist man sich im Exzess nun ganz nahe oder ganz fern? Ist es das Eigentliche, was sich zeigt, wenn man „die Sau rauslässt“, oder ist das doch das Fremde, dem man Einhalt gebieten sollte?

Hinter der Fassade eines gut abgegangenen Komödienrezepts über Männer, die nicht erwachsen werden, zeigt sich eine Art Programm, das auf eine Ermutigung zum Ernst hinausläuft, dazu, aus der Chaosforschung, den Erfahrungen des Unvereinbaren – reales Leben zu machen. Eine Art Utopie scheint da auf, den Übergang vom Komischen zum Ernst zu schaffen, ohne dass man die Gegensätze verdrängen müsste. Da fällt einem doch wieder Al Franken ein.

■ „Hangover“. Regie: Todd Phillips, mit Ed Helms, Zach Galifianakis u. a. USA 2009, 100 Min.

Begegnung mit Geistern

NEUE MALKUNST Armin Boehm sichtet nicht nur Farbe, sondern setzt Tradition und Fortschritt, Wissenschaft und Glauben in seinen Bildern ins Verhältnis. Erste Einzelausstellung im Kunstverein Braunschweig

VON MAIK SCHLÜTER

„Der Böse Blick“ nennt Armin Boehm (*1972) seine aktuelle Ausstellung im Kunstverein Braunschweig. Boehm analysiert in seinen Arbeiten die Bedeutung von kollektiven Bildern und lotet die formalen Möglichkeiten der Malerei aus. Dies tut er ohne den antiquierten Gestus des Maler-Macho-Genius und ohne leere Formalismen, die häufig unter dem Motto „Probleme der Malerei“ präsentiert werden. Seine Bilder sind reflektiert, komplex und engagiert. Gesellschaftliche Bezüge ersetzen subjektive Mythen. Er steht damit der argumentativen Präzision eines Daniel Richter näher als den vernebelten Aussagen eines Neo Rauch.

In seiner ersten großen Einzelausstellung zeigt er eindrucksvoll, wie handwerkliche Raffinesse und konzeptuelle Logik zu verbinden sind. Und passt damit hervorragend in das von der Direktorin Hilke Wagner kuratierte Programm. In Braunschweig konnte man in den letzten anderthalb Jahren sehen, wie der Spagat zwischen konzeptuell-theoretischen Ansätzen der Kunst und einer formal-ästhetischen Erfahrung für die Besucher intelligent und anschaulich gemeistert werden kann.

Armin Boehm verwendet häufig Vorlagen, die er in Archiven, Büchern oder Zeitungen findet. Er zeigt in seinen Bildern ganz unterschiedliche Sujets wie soziale Unruhen, historische Porträts, Naturdarstellungen oder spiritistische Sitzungen. Auf dem kleinformatigen Bild „Se Taire“ (2008) porträtiert er eine Hellscherin und verdeutlicht deren seherische Gabe durch zwei Linien, die von ihren Augen aus in die nicht sichtbare Zukunft strahlen.

Zwei Aspekte dieser Vorstellung sind im Werk von Boehm durchgängig zu finden: die Analyse von bildnerischen Aussage-möglichkeiten und die Grenzen der visuellen Wahrnehmung. Denn Abbild, Realität und My-



„Se taire“, die Seherin von Armin Boehm Foto: Meyer Riegger Karlsruhe Berlin

thos ergeben bei ihm eine Dreiecksanordnung, die offen ist für Spekulationen über Bildinhalte und immer wieder auf unsichtbare Abgründe verweist.

Leere und Dunkelheit

Boehm sichtet die Farben in unterschiedlichen Arbeitsprozessen aufeinander und integriert neben Ölfarben auch Industrielacke, Papiercollagen, Teerreste oder Metallverbindungen. Auf dem großformatigen Bild „Untitled (Riot)“ 2008 ist eine Vorstadtdarkarchitektur zu sehen. Vereinzelt leuchten Fenster oder

Straßenlaternen, ansonsten ragen die Wohnblöcke aus der Dunkelheit hervor und evozieren eine latente Bedrohung. Durch das dominierende Schwarz schimmern die Farben und entwickeln bei längerer Betrachtung einen faszinierenden Sog. Das Bild ist vielschichtig im wahrsten Sinne des Wortes und zeigt exemplarisch, wie Boehm die Wirklichkeit und die Malerei begreift: Als Verdichtung und Überlagerung von unterschiedlichen Energien und Argumenten, die zwangsläufig Konflikte auslösen und keine klaren Antworten auf kom-

plexe Fragen bereithalten. Auf dem Bild zeigt er keine Menschen. Nur Leere und Dunkelheit, Raum und Architektur.

Indem er durch Materialbearbeitung die unschwellige Bedrohung formal umsetzt, entwickelt das Bild eine stille Explosivität. Die Schichtungen sind auch ein Sinnbild dafür, dass Gesellschaft und Individuum, Tradition und Fortschritt in einem spannungsvollen und widersprüchlichen Verhältnis zueinander stehen. Boehm geht es um den Kontrast zwischen zivilisatorischem Bemühen und dumpfer

Triebhaftigkeit, zwischen exakter Wissenschaft und okkultem Glauben.

Auf neueren Arbeiten zeigt er Séances. Menschen sitzen in einem Raum und schaffen es die Geister der Toten sichtbar werden zu lassen. Vorlagen zu diesen Bildern sind historische „Geisterfotografien“, die das Ergebnis eines naiven Umgangs mit der Fotografie Ende des 19. Jahrhunderts waren. Der damalige industrielle und wissenschaftliche Wandel und die damit verbundenen Irritationen und Ängste finden in diesen Bildern einen konkreten Ausdruck. Denn Technik und Wissenschaft boten plötzlich ein ganz neues Weltverständnis, der Wunsch nach okkulten oder religiösen Inhalten blieb aber bestehen. Diese instinktiven Reste, die auf dem Weg in die Moderne im Bewusstsein zurückblieben, interessieren den Künstler.

Die Angst des Betrachters

In der Bildserie „Phosphor III“ 2008 sehen wir leere Räume, deren grauen Wände, kaltes Licht und karge Böden an Folterkeller oder KZs denken lassen. Das Grauen solcher Orte ist in unserem kollektiven Gedächtnis gespeichert. Die Projektion entlarvt sich erst dann, wenn klar wird, dass die gemalten Orte einfach nur Küchen sind, die durch Boehms Ästhetik ihr vermeintliches Grauen entfalten.

Die Angst und die Gewalt kommen offensichtlich aus uns selbst und sind nicht im Bild versteckt. Was wir sehen, sehen wir mit den eigenen Augen und den Augen der Gesellschaft. Wie bei der Hellscherin, die ihren Blick in die Zukunft richten will, aber am Ende doch nur ihr eigenes Inneres schauen kann. Boehm interpretiert diese Blicke und Bilder genau. Der böse Blick ist kulturelle und individuelle Projektion. Ein Blick in die Abgründe der Gesellschaft.

■ Armin Boehm, „Der Böse Blick“, Kunstverein Braunschweig, bis 30. August



GÖTZ WÖRNER

Götz Wörner (50) sorgt mit dem Kulturpass dafür, dass bedürftige Menschen am kulturellen Leben Frankfurts teilnehmen und Konzerte, Kino oder Theater beinahe gratis besuchen können. Er ist einer von sechs Nominierten für den taz Panter Preis 2009. Die LeserInnenwahl beginnt am 1. August. www.taz.de/panter

taz panter 2009
Der Preis für HeldInnen des Alltags
Der taz Panter Preis ist ein Projekt der taz Panter Stiftung. Weitere Informationen zu den KandidatInnen, zum taz Panter Preis und zur LeserInnenwahl: www.taz.de/panter



Im Inland stürmt die Finanzkrise, aber im Ausland ist er der Präsident der Herzen: Barack Obama am 11. Juli in Cape Coast, Ghana Foto: Ghanbari/ap

Die Zukunft Amerikas

OBAMAS GRUNDSÄTZE In zwei Reden kritisiert der US-Präsident antiimperialistische Opferideologien in Afrika und den USA und befeuert die Bürgerrechtsdebatte

VON SEBASTIAN MOLL

Man hatte schon beinahe vergessen, dass Barack Obama Afroamerikaner ist. Seit seinem Amtsantritt im Januar war Obama vor allem Staatsmann, er peitschte im Eiltempo Gesetze zur Konjunkturbelebung durch den Kongress, verhandelte mit den Spitzen der Autowirtschaft und der Finanzbranche, etablierte sich als Diplomat auf der Weltbühne und wirkte dabei so, als habe er nie etwas anderes getan. Sein historischer Durchbruch, als erster schwarzer US-Amerikaner ins Weiße Haus eingezogen zu sein, geriet dabei beinahe in Vergessenheit. Die Hautfarbe des Präsidenten verschwand aus dem Bewusstsein, seine Qualitäten als Politiker drängten sich in den Vordergrund.

In der vergangenen Woche wurde Obamas Hautfarbe dann aber plötzlich wieder deutlich sichtbar. Da war zunächst sein Staatsbesuch in Ghana, bei dem er nicht vermeiden konnte, als Sohn und gleichzeitig als Stolz des afrikanischen Kontinents empfungen zu werden. Und bei seiner Besichtigung des Camp Coast Castle, der Festung, von der aus die Vorfahren seiner Frau Michelle als Sklaven in die USA verschifft wurden, thematisierte er dies selbstverständlich auch. Dies sei der Ort, an dem die afroamerikanische Erfahrung ihren Ursprung habe, sagte er.

Der kurzen Ansprache auf der Festungsmauer war am Vormittag Obamas Rede an das ghanaische Parlament vorangegangen, die in Wirklichkeit eine Rede für den gesamten Kontinent war. Mit seiner zentralen, recht simplen Botschaft an Afrika hielt der gebürtige Halb-Kenianer Obama dabei nicht lange hinter dem Berg. Nach einführenden Höf-

lichkeiten an die Gastgeber und einer förmlichen Proklamation afrikanisch-amerikanischer Partnerschaft sagte er klar und unmissverständlich: „Die Zukunft Afrikas liegt in der Hand der Afrikaner.“

Damit wollte Obama mitnichten die koloniale Vergangenheit des Kontinents unter den Tisch kehren, sowie die Tatsache, dass sie die Wurzel für viele Übel ist, die Afrika plagen: „Sicher, eine koloniale Karte, die keinen Sinn macht, hat dazu beigetragen, Konflikte zu säen. Der Westen ist oft Afrika als Herrscher entgegengetreten oder hat Afrika einfach nur als Quelle von Rohstoffen missbraucht. Aber der Westen ist nicht für die Zerstörung der Wirtschaft von Simbabwe verantwortlich und nicht dafür, dass Kinder als Soldaten in Kriege geschickt werden. Die Welt wird das sein, was ihr daraus macht“, schloss er seine Ansprache, nicht jedoch ohne wenigstens ein ermunterndes „Yes You Can“ hinterherzuschicken.

Unruhe im schwarzen Amerika

Nur wenige Tage danach hielt Obama in New York, ziemlich genau 14 Monate nach seiner allseits bejubelten Rede in Philadelphia, seine zweite Grundsatzansprache zum Thema der Minderheiten in den USA. Anlass war das 100. Jubiläum der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP), der ältesten und mächtigsten Bürgerrechtsorganisation in den USA. Die Botschaft hier war keine andere als die, die er vorher an die Nationen Afrikas gerichtet hatte. Wie die Afrikaner haben laut Obama die Schwarzen Amerikas aufgrund vergangenen Unrechts unbestrittenmaßen einen historischen Nachteil. Die-

sen Nachteil wird jedoch niemand für sie aus schlechtem Gewissen wettmachen. Sie müssen schon ihr Schicksal in ihre eigenen Hände nehmen. Yes You Can. Noch während seines Wahlkampfes war Obama auf Distanz zur NAACP bedacht: Zu viel Nähe hätte ihn als traditionellen „schwarzen Kandidaten“ gebrandmarkt, ein Stigma, das die Obama-Kampagne unter allen Umständen zu vermeiden suchte. Der Grund, der Obama dazu bewogen hat, sich genau jetzt wieder in die Debatte um Herkunft und Diskriminierung einzuklinken, ist indes eine spürbare Unruhe, die sich nach dem ersten halben Jahr seiner Amtszeit im schwarzen Amerika breitmacht.

Während der Wahl 2008 sagten 38 Prozent der Afroamerikaner, dass sie die Beziehungen zwischen Schwarz und Weiß im Land für ein gravierendes Problem hielten. In einer Umfrage im Juni 2009 hielten 55 Prozent dieses Verhältnis für schwierig. Der schwarze Justizminister Eric Holder war seinem Präsidenten schon im Februar in den Rücken gefallen, indem er dessen Gleichheitsutopie ein äußerst trübes Bild des aktuellen Amerikas entgegenstellte. Die USA seien ein Land von Feiglingen, das sich vor einer echten Auseinandersetzung mit seinem Rassismus drücke und stattdessen in einer „freiwilligen Apartheid“ verharre.

Es war also eine wachsende Ernüchterung, die Obama dazu bewog, sich in den vergangenen Wochen geballt zum Thema zu Wort zu melden. Seine Botschaft dient allerdings nicht eben dazu, die Unzufriedenheit und Ungeduldigen in der schwarzen Community zu beschwichtigen. Es war die uramerikanische Bot-

schaf des Glaubens an die Kraft des Individuums, sich aus seinen Umständen zu befreien und neu zu erschaffen, jene Ideologie der „Self Reliance“, für deren Gültigkeit Obama immer wieder seine eigene Biografie ins Feld führt. Zunächst einmal dämpft Obama in New York die Erwartungen einer post-rassistischen Utopie in den USA. Diskriminierung und Vorurteile seien unverändert eine Realität, auch wenn es auf diesem Gebiet große Fortschritte zu verzeichnen gebe. Das größere Hindernis für wahrhaftige Gleichberechtigung, so Obama, seien jedoch die struktu-

„Niemand hat dein Schicksal vorgezeichnet. Du hast es selbst in der Hand“

BARACK OBAMA

rellen Ungleichheiten, die Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte der Diskriminierung hinterlassen hätten.

Aus dieser Hinterlassenschaft könnten die nationalen Minderheiten sich jedoch nur selbst befreien, so wie auch der afrikanische Kontinent nur selbst seine Zukunft in der Hand habe. Die Tatsache, dass Armut und Arbeitslosigkeit, Teenager-Schwangerschaften, Drogenabhängigkeit und Kriminalität in schwarzen Communities ungebrochen überproportional hoch seien, habe sicher ihre Ursachen in den Ungerechtigkeiten der Vergangenheit. Man dürfe jedoch nicht darauf warten, dass irgendein Mandat komme und die Afroamerikaner aus ihrem Übel erlöse. Das müssten sie selbst tun.

Schon in seiner Rede zum Thema im vergangenen Jahr in Phi-

adelphia hatte Obama gesagt, das schwarze Amerika müsse volle Gleichberechtigung fordern, aber gleichzeitig volle Verantwortung für seine Zukunft übernehmen. Vor der NAACP wurde er jetzt noch deutlicher: „Das destruktivste Erbe der Diskriminierung ist die Art, wie wir ein Bewusstsein unserer Begrenzung internalisiert haben; wie so viele in unserer Gemeinschaft so wenig von sich selbst erwarten. Sicher, wenn du in einer armen Gegend aufwächst, musst du größere Hürden überwinden, als wenn du in einem reichen Vorort aufwächst. Aber es ist kein Grund, schlechte Noten zu bekommen, es ist kein Grund, die Schule zu schwänzen oder sie ganz abzubrechen. Niemand hat dein Schicksal vorgezeichnet, du hast es selbst in der Hand.“

Die Rede formulierte Obamas Position in der Frage der Gleichberechtigung deutlich. Er berief sich explizit auf den Mitbegründer der NAACP W.E.B. DuBois, einen schwarzen Pädagogen, der wie Obama daran glaubte, für Minderheiten innerhalb der US-amerikanischen Gesellschaft vollständige Gleichberechtigung zu schaffen und eine Teilhabe am American Dream zu ermöglichen, anstatt sich anklagend gegen sie zu stellen.

Was sich für Obama 100 Jahre nach DuBois jedoch verschoben hat, ist, dass mittlerweile das Haupthindernis für das Fortkommen der Schwarzen in den USA sie selbst sind, ihre internalisierte Opferhaltung.

Provozierte Bürgerrechtler

Diese Ansicht provoziert freilich die alte Garde der Bürgerrechtsbewegung. Männern aus der Martin-Luther-King-Generation wie Jesse Jackson fällt es schwer, die Verantwortung für die Situation der Schwarzen nicht mehr der weißen Mehrheit zuzuschreiben und zu glauben, dass die Schranken mittlerweile vorwiegend im eigenen Kopf säßen. Deshalb rutschte es Jackson auch vor laufendem Kamerars heraus, er wolle Obama „die Eier abschneiden“, nachdem dieser am Vatertag 2008 afroamerikanische Männer dazu ermahnt hatte, verantwortungsvollere Familienväter zu sein.

Jackson empfand es als hochmütig von Obama, als jemand, der nicht von Sklaven abstammt, schwarze Männer zu belehren. Aber es ist nicht nur die Frage, ob Obama „schwarz genug“ ist, um sich zum Sprecher der Black Americans aufzuschwingen, die den zornigen alten Männern der Bürgerrechtsbewegung Unbehagen bereitet.

Es ist auch die Frage, ob Obamas Botschaft, man müsse sich nur selbst aus seinem Sumpf ziehen, letztlich konservativ sei. „Das einzig Radikale an Obama“, hat der schwarze Intellektuelle Henry Louis Gates gesagt, „ist seine Hautfarbe.“ Obama hält dem entgegen, dass die Veränderungen, die jetzt anstehen, vielleicht nicht so dramatisch sind wie die Befreiungskämpfe des vergangenen Jahrhunderts, aber letztlich bedeutsamer. Und vor allem, dass Zorn kein Vehikel des Wandels mehr ist. Im Gegenteil – im 21. Jahrhundert ist er ein Garant des Stillstands.

DAUMENKINO

Windungsreich: „Salami Aleikum“

Die Multikulti-Komödie glaubt fest daran, dass Gegensätze sich anziehen. Deshalb bringt sie Menschen zusammen, die nicht zusammenpassen wollen: zum Beispiel deutsche und deutsch-türkische Hamburger in Anno Sauls „Kebab Connection“ (2004) oder griechisch- und irischstämmige Amerikaner in Joel Zwicks „My Big Fat Greek Wedding“ (2002). In Ali Samadi Ahadis „Salami Aleikum“ sind es ein junger Exiliraner aus Köln und eine Automechanikerin aus Sachsen, die partout zum Paar werden müssen. Der eine ist Sohn eines Metzgers und lernt, wenn auch voller Widerwillen, dieses Handwerk, die andere ist Vegetarierin aus Überzeugung. Auch was Mut, Körpergestalt und Durchsetzungsfähigkeit anbelangt, unterscheiden sich die Hauptfiguren. Mohsen (Navid Akhavan) ist ein Hängling, schüchtern und wegen seines übermächtigen Vaters neurotisch, Ana (Anna Böger) misst ungefähr zwei Meter, weil sie als Teenager zum Kugelstoßen ausgebildet wurde und dabei viele Anabolika verabreicht bekam. Ihre Eltern sind stumpfe Rassisten wie alle Einwohner der tristen Ortschaft Oberriederwald. Mohsens Eltern wiederum fürchten den Osten Deutschlands sehr.

„Salami Aleikum“ gestaltet den Weg zum Happy End erwartungsgemäß windungsreich. Fast alle Figuren fliehen lieber in Lügengeschichten, anstatt Konflikte auszutragen, was die Konflikte à la longue umso größer werden lässt. Ali Samadi Ahadi inszeniert dies recht vorhersehbar und brav, fremd ist ihm der brachiale, geschmacklose, entfesselte Humor der US-amerikanischen Komödien kennzeichnet (siehe Seite 15). Die Pointen bleiben immer maßvoll, als jemandem richtig wehzutun. Sie speisen sich vor allem aus dem Vater-Sohn-Konflikt, den Lügengeschichten, dem sprachlichen Vermögen oder Unvermögen der Figuren und aus einer Herde rassistischer polnischer Schafe. Überraschender ist da schon, dass Mohsens Vater, bis heute treuer Anhänger des Schahs von Persien, und Anas Vater sich näher kommen, weil beide sich nur dann als stattdliche Männer fühlen, wenn sie ihre 1979 beziehungsweise 1989 nutzlos gewordenen Uniformen tragen.

Animierte Sequenzen unterbrechen und kommentieren den Gang der Dinge, außerdem gibt es Tanz- und Gesangsleinlagen, die entfernt an Bollywood-Filme erinnern. Die Einschübe eröffnen einen kurzen Blick auf die große weite Welt der Fantasie und Fabulierlust. Schade, dass der Film nicht mithält.

CRISTINA NORD

■ „Salami Aleikum“. Regie: Ali Samadi Ahadi. Mit Anna Böger, Navid Akhavan u. a. Deutschland 2008, 106 Min.

UNTERM STRICH

Schwarze Luftballons vor dem Palazzo Montecitorio, düstere Zeiten auch für Italiens Künstler: Hunderte Schauspieler, Regisseure und Tänzer haben am Montag in Rom gegen die massiven Kürzungen im Kulturbereich protestiert. Um weitere 100 Millionen Euro soll der Veranstal-

tungsfond 2010 gekürzt werden; betroffen wären nach Pressemeldungen 200.000 Künstler. Derzeit diskutieren sie über einen möglichen Boykott der Filmfestspiele von Venedig, die am 2. September beginnen. **Asbest in den Gemächern des Sonnenkönigs:** Im Musée Car-

nalet, dem Museum der Pariser Stadtgeschichte, hat die Gewerkschaft Supap-FSU Asbest in besonders schädlicher Form entdeckt. Wie die Zeitung *Liberation* am Dienstag meldete, war der Pariser Bürgermeister Bertrand Delanoë bereits „seit mehreren Jahren“ darüber informiert.

Viereinhalb Monate nach dem Einsturz des Kölner Stadtarchivs hat die Feuerwehr die Bergung des verschütteten Archivs gestern vorläufig eingestellt. Laut Feuerwehrsprecher Daniel Leopold bestünde ansonsten die Gefahr, dass das Grundwasser alles wegsplüts.

Steven Soderberghs „Che“: Film hat zwei Teile, der erste, „Che – Revolución“, kam im Juni ins Kino, der zweite, „Che – Guerrilla“ startet heute. Was taz-Autor **Georg Seeflen** darüber dachte, ist unter www.taz.de/1/leben/film/artikel/1/viel-arbeit-mit-der-revolution/nachzulesen.

BERICHTIGUNG

Schwarz, grau und weiß gliedert gestern Felder den Text über die Ausstellung zum Bauhaus, denn auch wir lieben jene aufgeräumte grafische Gestaltung, die man auf das Bauhaus zurückführt. Hätten wir da Farbe gehabt, Rot, Blau und Gelb ... nicht auszudenken.